

Alexandra Pätzold

## Ängste und Sehnsüchte bei der Arbeit mit Bildern

oder wer hat Angst beim Verlust des Gegenübers?

Eindrücke vom Aachener Frauenplenum und ein Blick zurück nach vorn

Das Aachener Frauenplenum im September 1990 hat uns – von dem ersten Ansprechen Daniela Hammer-Tugendhats durch den Vorsitzenden des VDK, Herrn von Winterfeld, über die Kontakte mit den Referentinnen, die verschiedenen Treffen im Rahmen der Frauensektion des Ulmer Vereins in Berlin und Frankfurt bis hin zu dem Antrag zur berufspolitischen Situation von Kunsthistorikerinnen (vgl. FKW 9/10, S. 65-68) und unserer Präsenz in der Mitgliederversammlung des VDK und schließlich dem Plenum auf dem Kunsthistorikertag in Aachen und dann der Diskussion einer Publikation im Januar dieses Jahres – viel Kraft gekostet.

Viele Widersprüche, in denen wir uns emotional bewegen, sind plötzlich unmittelbar deutlich geworden, haben uns den Umgang miteinander erschwert und sind für den Augenblick überwunden worden. Sie bilden weiter den Rahmen, in dem wir uns bewegen, mit ihrem neuerlichen Auftauchen ist zu rechnen.

Ich will versuche, einige Ebenen dieser Widersprüche und Schwierigkeiten hier zu formulieren. Dadurch sollen neben dem Kräfteverbrauch auch Positionen deutlich werden, über die wir uns freuen und auf die wir stolz sein können.

Wir mußten – während des gemeinsamen Vorhaben, dieses Plenum zu realisieren – unsere Zweifel, Ablehnungen und negativen Einstellungen artikulieren, aushalten und uns immer wieder durchringen, ein gemeinsames Ziel im Blick zu behalten. Wir haben den Sinn, „Einsprüche feministischer Wissenschaftlerinnen“ laut werden zu lassen, zugleich gesehen und bezweifelt. Wir haben uns dem Klima des Kunsthistorikerverbandes und seiner Tagung ausgesetzt, haben uns dort präsentiert, nicht zuletzt um den Studentinnen und Studenten unsere Gegenwart sinnlich vor Augen zu führen, und haben zugleich die Grenzen unserer Repräsentanz gespürt. Daniela Hammer-Tugendhat, Helga Möbius, Viktoria Schmidt-Linsenhoff, Silke Wenk und Kathrin Hoffmann-Curtius haben sich – neben Susanne von Falkenhausen und Gabriele Werner, Referentinnen in verschiedenen Sektionen – persönlich exponiert, ihre wissenschaftlichen Positionen vorgestellt und auf Austausch mit dem weiblichen und vor allem mit dem männlichen Publikum gehofft. Sie alle haben demonstriert, was ihre Arbeit als feministische Wissenschaftlerinnen berufspolitisch bedeutet: Sie verlangen eine angemessene Position im kunsthistorischen Wissenschaftsbetrieb und in den anderen Tätigkeitsfeldern der Kunstgeschichte.

Eines steht ganz außer Frage. Das Aachener Plenum wäre ohne die jahrelange hochqualifizierte Arbeit vieler Kolleginnen, abzulesen an den vier Kunsthistorikerinnen-Tagungen und deren Publikationen, nicht zu realisieren gewesen; durchzuhalten war es nur in dem Bewußtsein, von dem Interesse vieler Frauen getragen zu werden.

Bei der Vorbereitung des Plenums gab es Schwierigkeiten mit dem Vorstand des VDK: Der Zeitpunkt des Plenums wurde auf den letzten Nachmittag der Tagung, auch noch auf einen Samstagnachmittag, hinausgeschoben, und der Einleitungstext für

das Programm wurde trotz mehrmaliger Nachfrage nie in der Kunstchronik – zusammen mit der allgemeinen Tagungs- und Programmankündigung oder als Nachtrag dazu – veröffentlicht.

Die Verständigung verlief nach dem Motto „aber selbstverständlich, nur leider...“, „ja, natürlich, aber...“. Vieles geschah in großer Eile, die ich im nachhinein als Ausdruck von Widerständen interpretiere. Der VDK-Vorstand wollte offensichtlich unsere Präsenz, aber nicht ohne deren Grenzen im Griff zu behalten, und wir standen unter dem Druck, uns in diesem Rahmen repräsentativ darzustellen, ohne ganz vereinbart zu werden.

Wir präsentierten uns in Aachen bis an die Grenze ritueller Erstarrung: Wir wollten unter Beweis stellen, daß wir die Redezeit einhalten, daß wir ein breites Spektrum anbieten haben, daß wir die Spielregeln bis zum Übersoll erfüllen. Vieles an Lebendigkeit, Verständlichkeit und Originalität der vorgetragenen Texte ging unter diesem Druck verloren. Der Nachmittag selbst war für mich bedrückend: Ich fühlte mich einsam, als müßte ich diese Last der Repräsentation allein auf meinen Schultern tragen. Das nächste Mal setzen wir uns doch ruhig zu mehreren aufs Podium!

Wir wußten – ohne es vorher klar auszusprechen –, daß „die Männer“ einen Erwartungsanspruch an uns hatten, den wir nur enttäuschen konnten, weil er – so vermute ich – auf der tradierten Rollenaufteilung aufbaut: Ihr Frauen, helft uns doch – wie bisher –, uns aus unseren selbst auferlegten Fesseln der Wissenschaftlichkeit und Objektivität durch eure wärmende Nähe zu erlösen; geht doch einen Weg, der uns hilft, so herrschaftlich zu bleiben, wie wir sind, aber bringt die darin inbegriffene Kälte bis zur Erstarrung zum Schmelzen; wir sehen ja ein, daß ihr eigene Wege gehen wollt, aber laßt keine Zweifel an der emotionalen Gemeinsamkeit der Geschlechter nahe; und falls ihr wirklich damit weitermachen wollt, uns den Bund aufzukündigen durch Kritik und unüberbrückbare Distanz, dann machen wir eure angeblich wissenschaftlichen Positionen zu Phantomen eines Betroffenheitsjargons, die unseren länger erprobten und noch länger errungenen Maßstäben wissenschaftlicher Objektivität nicht standhalten. Wir wollen unser Begehren behalten, das eure Ausgrenzung beinhaltet; wollt ihr Distanz, so kennen wir euch nicht, so erkennen wir euch nicht an; kündigt ihr die Geschlechterbalance, erwartet euch unsere Enttäuschung, die von Verachtung bis zur Nicht-Wahrnehmung reicht; Akzeptanz gibt es nur, wenn eure Wissenschaftspositionen den emotionalen Bund nicht ankratzen.

Axial verschoben spiegeln sich diese Ängste auch bei vielen von uns wider. Beruflich ringen wir um Anerkennung und spüren, wie uns die Widersprüche hinterrücks im persönlichen Bereich einholen. Wir sind oft bedrückt, wenn wir persönlich weiterhin in der Rolle der psychischen Aufheller unserer Männer fungieren und gleichzeitig wahrnehmen, wie sehr wir ausgegrenzt werden. Wir stützen im persönlichen Bereich, was wir wissenschaftlich kritisieren. Das ist eine Form unseres Dilemmas. Emotional sind wir in einer Beziehungsfalle, die Kräfte verzehrt.

Es fällt mir nicht leicht, diese Zeilen zu schreiben, weil ich nicht sicher bin, bis zu welchem Punkt dies nur meine persönlichen Konflikte sind, und wie weit es hilfreich ist, darüber zu schreiben. Mein Verstand sagt mir, daß es sinnvoll ist, die Widersprüche so deutlich zu artikulieren, weil wir die Fähigkeit haben und erhalten wollen, Distanz

auch zu unseren eigenen Positionen zu halten und auszuhalten. Auch wenn es riskant ist, es ist eine Stärke, Zweifel öffentlich zu machen und nicht nur am Image zu polieren.

Viele Zuhörerinnen und mehr Zuhörer, als ich erwartet hatte, haben das Aachener Plenum besucht. Erfreulich war auch die große Beteiligung jüngerer Kolleginnen und Kollegen. Ein riesiger Saal mit sterilem Klima war gut gefüllt, aber nicht brechend voll. Die Redebeiträge zu den einzelnen Referaten waren, was (männliche) Kollegen angeht, an einer Hand abzuzählen. Selbstverständlicher gingen die Frauen damit um, ein beruhigendes Zeichen. Zu einem lebendigen Austausch der Meinungen kam es nicht. Dazu ist offenbar die gegenseitige Fremdheit noch zu groß. Kollegen aus meiner Generation der Vierzig- bis Fünfzigjährigen waren Rara. Die Mehrzahl der Kollegen scheute die Auseinandersetzung.

Daniela Hammer-Tugendhat wollte mit der Auswahl der Vorträge dazu anregen, folgende Fragestellungen bzw. Forschungsschwerpunkte zu problematisieren: Idealisierung von Weiblichkeit, Produktionen von Künstlerinnen und den Zusammenhang von Künstlermythos und Geschlechterdifferenz. Gemeinsamer Ausgangspunkt war und ist, daß Bilder und andere Objekte der Kunstgeschichte, die Männer und Frauen darstellen, Geschlechterentwürfe von Männlichkeit und Weiblichkeit und nicht Abbilder lebendiger Männer und Frauen meinen, und daß eine Kritik der Kunstgeschichte als Wissenschaftsdisziplin notwendig ist, der die Kategorie der Geschlechterdifferenz zugrunde liegt. Das bedeutet, daß sowohl die Gegenstände der Kunstgeschichte als auch die Rede über diese Gegenstände einer Kategorie unterzuordnen sind, deren Logik den Realitätscharakter dieser Gegenstände aufs Spiel setzt. Die vier Beiträge zusammen verdeutlichen, wie in einem Brennglas, methodologische Grundfragen einer feministischen Wissenschaft, die ihr Verhältnis zur Geschichte betreffen. Auf mehreren Ebenen haben wir uns an die Ordnung einer historischen Chronologie gehalten. Das Plenum begann mit einem Beitrag zu Skulpturen aus der Zeit um 1400. Dann folgte die Analyse eines Gemäldes vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Äußerungen über die Bildhauerei nach 1900 und eine Collage aus der Zeit der Weimarer Republik führten ins zwanzigste Jahrhundert. In den Betrachtungsgegenständen visueller und sprachlicher Art wurden jeweils bestimmte historische Erscheinungen erkannt. Schließlich stammten die Objekte aus Umbruchzeiten vom Mittelalter zur Neuzeit, aus der Französischen Revolution und aus der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Alle drei Phänomene folgen den Maßstäben der Ereignisgeschichte.

In diesen Bezugsrahmen gehört auch das kunsthistorische Gattungsraster, in unserem Fall Skulptur, Gemälde, Collage, weil es vom Grundsatz her das Ziel beinhaltet, die Geschichte dieser Gattung zu beschreiben. Auch die kunsthistorischen Raster von Werkgruppen (Schöne Madonnen), Ikonographie/Ikonologie (allegorische Darstellung) und künstlerische Techniken (Bildhauerei, Collage) sind in gleichem Sinne Teil dieses Bezugsrahmens.

Diese Ordnung einer historischen Chronologie umschließt auch die Ebene der Annäherungsweise an die Untersuchungsgegenstände. Das Muster „traditioneller“ kunst-

historischer Annäherungsweise – die Wissenschaftlerin befragt ein Bild respektive eine Skulpturengruppe – schließt ein Befragungsweise aus, die das Verhältnis eines wahrnehmenden Subjektes zu seinem Objekt außer Kraft gesetzt sehen möchte. Auf diese unterschiedlichen Standpunkte der Befragung möchte ich näher eingehen, indem ich sie als Erlebnisdimensionen beschreibe:

In der „traditionellen“ Form wird der kategorische Unterschied zwischen dem Betrachter und dem Bild zugrunde gelegt und aufrechterhalten. Es gibt den geschichtsmächtigen Betrachter, dessen ordnendes, strukturierendes und kontrollierendes Auge die Gegenstände im Lichte ihrer Erscheinung erkennt, und der eine Rede über das Abgezeichnete führt. Eingeschlossen in diese Form der Betrachtung ist die wissenschaftliche Konvention, daß Realität eine Konfiguration von Gegenständen gleich welcher Art ist, die von einem Subjekt unter Einhaltung bestimmter *den Gegenstand betreffenden* Bedingungen wahrnehmbar ist. Realität wird so als weltumfassendes, in sich geschlossenes System erachtet, das von einem außerhalb dieses Systems befindlichen Subjekt erkannt und dessen Bedeutung erschlossen werden kann.

Die lange und noch immer weitgehend unangefochtene Tradition dieser Wissenschaftspraxis hat dazu geführt, daß sie emotional als stabilisierend erlebt wird. Sie gewährleistet ein Gegenüber. Das beobachtende Subjekt kann sich zugleich unabhängig von diesem Gegenüber wähnen und es zu seiner eigenen Sicherheit vereinnahmen. Durch die Vereinbarung, daß der Grundsatz der Wahrnehmbarkeit eines getrennt vom Subjekt existierenden Gegenüber gilt, ist die Verbindung zwischen Subjekt und Welt unaufkündbar. Die Angst vor dem Verlust des Gegenübers, die die Autonomie des eigenen Ich bedroht, ist gebannt. Die Behauptung der Wissenschaftlichkeit dieses Bezugssystems wirkt emotional wie eine Rückversicherung. Wenn alle sich in diesem Rahmen bewegen, bleibt alles in Grenzen. Das Gegenüber setzt die Grenzen aller Subjekte. Also kann auch ich meine Existenz in diesem Gegenüber erkennen und meine Berechtigung zu leben mit diesem Gegenüber rechtfertigen. Deshalb darf es nicht zur Disposition gestellt werden. Auf unsere kunsthistorische Arbeit bezogen scheinen mir solche Rückversicherungswünsche in Phantasien folgender Art enthalten zu sein:

Es gibt ein Bild, das mich bewahrt, und in dem ich dadurch, daß es mich bewahrt, aufbewahrt bin; es gibt ein Bild, das mir Hoffnung gibt, ein Bild von mir fixieren zu können; es gibt ein Bild, in dem ich mich im Gegenüber einer Frau als Geschlechtswesen und als wahrnehmendes Subjekt und als lebendige Person wiederfinden kann. Das gibt mir Kraft, und die wünsche ich mir, um stark zu sein.

Bei der anderen – der diskurstheoretischen – Befragungsweise bewegen wir uns in einem Wissenschaftsparadigma, das Geschichte, Chronologie und Evolution im Beobachtungslabor der Gegenstände zur Disposition stellt. Es geht hier um ein ursprünglich philosophisches Paradigma, das ein Nachdenken über Denkstrukturen ermöglicht. Es macht den Subjekt-Objekt-Bezug selbst zum Gegenstand der Reflexion. Es läßt die behauptete kategoriale Unterschiedenheit von Subjekt und Objekt als Gedankenkonstrukt erkennen, das die „traditionelle“ Wissenschaftspraxis wie

eine Leitlinie durchzieht. Es kennzeichnet die Trennung von Subjekt und Objekt als Bestandteil eines Herrschaftsdiskurses. Im Rahmen dieses Diskurses wird die herrschaftliche Aneignung des anderen, des Ausgegrenzten, des vom Subjekt unterschiedenen Objektes geschaffen, ermöglicht und gerechtfertigt.

Es ist nur logisch, daß diese andere Befragungsweise das betrachtende Subjekt und sein Objekt potentiell zum Verschwinden bringt. Die uns liebgewordene einführende Betrachtung in die kunsthistorischen Bildobjekte müssen wir in dem Maße aufs Spiel setzen, wie wir die Geschlechterentwürfe als patriarchale Denkkonstrukte der Ausgrenzung erkennen wollen. „Das Weibliche“ als traditionelles Gegenüber des männlichen Schöpfers (Wenk) ist nur dann zu kennzeichnen, wenn wir als Wissenschaftlerinnen auf das Gegenüber des Bildes verzichten können. Dieser Diskurs der Geschlechterdifferenz ist ein Diskurs des Verschwindens, der emotional an unsere Erfahrung der Phantomisierung von uns selbst als lebendige Personen rührt. Wir sprechen die Sprache des Verschwindens. Die Angst vor unserem persönlichen Verschwinden läßt uns zugleich die Sprache verlieren.

Das ist ein anderes Dilemma, in dem wir uns befinden. Die Möglichkeit der Distanz hilft uns einerseits, die Vereinnahmungstendenz des Konstruktes der Geschlechterentwürfe klar zu erkennen. Das ist entlastend, denn der Druck, den solche Vereinnahmungen seelisch bewirken, wird als Phänomen erkennbar und erklärbar. Wir können lernen, uns nicht gemeint zu fühlen, wenn wir als Objekt vereinnahmt werden sollen. Andererseits führt uns diese Distanz in die Angst vor Selbstauflösung. In dieser Perspektive des Verschwindens geht die Sicherheit einer Positionierung verloren. Wir wissen, wir sind nicht gemeint, haben aber auch die Möglichkeit, uns in einem Gegenüber wiederzufinden, verloren. Der Weite der Erkenntnis steht unvermittelt die Enge des seelischen Spielraums gegenüber. Die Erkenntnis findet Worte, die uns zugleich den Atem verschlagen. Das Motto „wer hat Angst beim Verlust des Gegenübers?“ beschreibt den Widerspruch, der unser Denken immer wieder lähmt, und uns immer wieder zwingt, eine intellektuelle Distanz zu suchen, die uns emotional bedroht.

Ich denke, es gibt nur die Möglichkeit, sich diesem zentralen Widerspruch emotional auszusetzen. Wir müssen aus der Symmetrieachse heraustreten und die Bilder und Objekte der Kunstgeschichte als patriarchale Objekte zur Kenntnis nehmen. Wo dann allerdings unsere – kunsthistorisch begründete – Lust am Schauen, unsere Sehnsucht nach einem Gegenüber, bleibt, das weiß ich nicht genau. Ich vermute, wir könnten sie erhalten und ihr fröhnen, wenn wir auf eine gradlinige Optik verzichten könnten. Wenn wir uns in Bildern spiegeln, dann spiegeln wir uns ja in fixierten Objekten. Was wir brauchen, sind keine Fixierungen, sondern lebendige Spielräume und einen Bewegungsradius, der nicht fixiert ist. Wir können darauf verzichten, uns unmittelbar im Gegenüber wiederfinden zu wollen, wenn wir dadurch aus der fixierten Achse der Geschlechterentwürfe heraustreten können.

Dies klingt nach schwachem Trost. Ich meine es eher als Ermutigung – auch für mich selbst –, das Wagnis der Distanz einzugehen und einen Wissenschaftsbegriff und seine Praxis, die uns ausgrenzen, zur Disposition zu stellen, ohne daß eine neue Sicherheitsposition im Erleben auszumachen wäre.